

btb

Im Januar 2008 wird bei dem bekannten Film-, Theater- und Opernregisseur, Aktions- und Installationskünstler Christoph Schlingensief Lungenkrebs diagnostiziert. Ein Lungenflügel wird entfernt, Chemotherapie und Bestrahlungen folgen, die Prognose ist ungewiss – ein Albtraum der Freiheitsberaubung, aus dem es kein Erwachen zu geben scheint.

Doch schon wenige Tage nach der Diagnose beginnt Christoph Schlingensief zu sprechen, mit sich selbst, mit Freunden, mit seinem toten Vater, mit Gott – fast immer eingeschaltet: ein Diktiergerät, das diese Gespräche aufzeichnet. Mal wütend und trotzig, mal traurig und verzweifelt, aber immer mit berührender Poesie und Wärme umkreist er die Fragen, die ihm die Krankheit aufzwingt: Wer ist man gewesen? Was kann man noch werden? Wie weiterarbeiten, wenn das Tempo der Welt plötzlich zu schnell geworden ist? Wie lernen, sich in der Krankheit einzurichten? Wie sterben, wenn sich die Dinge zum Schlechten wenden? Und wo ist eigentlich Gott?

Mit seinem bewegenden Tagebuch einer Krebserkrankung lässt uns Christoph Schlingensief teilhaben an seiner eindringlichen Suche nach sich selbst, nach Gott, nach der Liebe zum Leben.

CHRISTOPH SCHLINGENSIEF, 1960 in Oberhausen geboren, wurde einer größeren Öffentlichkeit als Filmregisseur mit seiner Deutschlandtrilogie (1989–1992) bekannt. In den 90er Jahren wurde er Hausregisseur an der Volksbühne in Berlin. Anlässlich der Bundestagswahl 1998 gründete Schlingensief die Partei »Chance 2000«. Bei den Bayreuther Richard-Wagner-Festspielen 2004 inszenierte er mit »Parsifal« seine erste Oper, die hymnisch besprochen wurde, anschließend war er verstärkt auf dem Feld der Bildenden Kunst tätig. Im August 2010 starb Christoph Schlingensief an seiner Krankheit. Bis zuletzt arbeitete er an zahlreichen Kunst- und Theaterprojekten. Mehr über Christoph Schlingensief: www.schlingensief.com

Christoph Schlingensief

So schön wie hier
kanns im Himmel
gar nicht sein

Tagebuch einer Krebserkrankung

btb

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

14. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2010,
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Copyright der Originalausgabe © 2009
by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach einem
Umschlagentwurf von © Rudolf Linn, Köln
Umschlagmotiv © Peter Hönnemann/www.schierke.com
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
MK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74070-3

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/penguinbuecher

Für Aino

**Auf dass die kreisenden Gedanken
endlich ihren Grund finden
(C. S.)**

»Es gibt für die Menschen, wie sie heute sind, nur eine radikale Neuigkeit – und das ist immer die gleiche: der Tod.«

WALTER BENJAMIN

Dieses Buch ist das Dokument einer Erkrankung, keine Kampfschrift. Zumindest keine Kampfschrift gegen eine Krankheit namens Krebs. Aber vielleicht eine für die Autonomie des Kranken und gegen die Sprachlosigkeit des Sterbens. Meine Gedanken aufzuzeichnen, hat mir jedenfalls sehr geholfen, das Schlimmste, was ich je erlebt habe, zu verarbeiten und mich gegen den Verlust meiner Autonomie zu wehren. Vielleicht hilft es nun auch einigen, diese Aufzeichnungen zu lesen. Denn es geht hier nicht um ein besonderes Schicksal, sondern um eines unter Millionen.

So viele kranke Menschen leben einsam und zurückgezogen, trauen sich nicht mehr vor die Tür und haben Angst, über ihre Ängste zu sprechen. Ich habe erlebt, wie wichtig es ist, den Geschockten und aus der Bahn Geworfenen zurück ins Leben zu begleiten, ihn in seiner Autonomie als Erkrankter zu stärken, sich zu bemühen, seine Zweifel zu verstehen, ihm zu helfen, seine Ängste auszusprechen und diese – in welcher Form auch immer – zu modellieren. Die Erkrankung vor sich zu stellen, sie und sich selbst von außen zu betrachten – dieser ganz-

heitliche Blick ist wichtig und hilfreich. Aber viele Mediziner sind zu so einem Blick, der nicht zuletzt ein Akt der Großzügigkeit ist, nicht in der Lage, sei es, weil sie ihn nicht erlernt haben, sei es, weil der Druck unseres Gesundheitssystems ihnen keine Chance lässt. Daher sollte man sich als Erkrankter nicht nur der Medizin ausliefern – auch wenn sie heutzutage immer wieder großartige Erfolge vermelden kann.

Wenn Sie also erkranken und bemerken, dass Sie als Mensch kaum noch vorkommen und das Gefühl nicht loswerden, nur noch fremdbestimmt zu sein, dann beschweren Sie sich. Nicht nur bei Ihrem Arzt, sondern auch beim Gesundheitsministerium! Mir persönlich haben ein anthroposophischer Arzt, ein schulmedizinischer Arzt und eine schulmedizinische Ärztin sehr geholfen. Auch und gerade in ihrem Zusammenspiel.

Und wenn Sie gesund sein sollten, aber einen Erkrankten in Ihrer Familie oder Ihrem Bekanntenkreis haben, dann kümmern Sie sich um ihn, auch wenn Sie Angst haben, dass es Ihnen zu schwer wird. Teilen Sie sich die Hilfe mit anderen. Ohne meine Freunde, die ich in diesem Buch nicht alle mit Namen nenne, hätte ich es nicht geschafft, den Schock und die damit verbundenen, schier unendlichen Ängste zu überwinden.

Nicht zuletzt wünsche ich der Kirche, dass sie aufhört, uns mit den Geheimnissen des Jenseits unter Druck zu setzen. Das Leben ist zu schön, um uns Menschen permanent mit kommendem Unglück zu drohen. Gottes Liebe und Hilfe – egal, wer oder was das auch sein möge – sind keine Erziehungsdrops. Die Liebe Gottes manifestiert sich vor allem in der Liebe zu uns selbst! In der

Fähigkeit, sich selbst in seiner Eigenart lieben zu dürfen, und nicht nur in dem, was wir uns ständig an- und umhängen, um zu beweisen, dass wir wertvoll, klug, hübsch, erfolgreich sind. Nein! Wir sind ganz einfach wunderbar. Also lieben wir uns auch mal selbst. Gott kann nichts Besseres passieren.

Wien, den 24. 3. 2009
Christoph Schlingensief

DIENSTAG, 15. JANUAR

Heute Nachmittag habe ich entschieden, ein PET machen zu lassen. Das ist ein Verfahren, bei dem man in eine Röhre gelegt wird, vorher bekommt man eine Injektion mit einer radioaktiven Substanz, die in 110 Minuten zerfällt. Das habe ich mir gemerkt. Und die ist mit Traubenzucker angereichert, verteilt sich im Körper, und an den Stellen, wo ein Tumor ist, ist mehr von diesen Ablagerungen zu sehen, weil ein Tumor viel verbrennt. Deshalb nehmen die Leute auch ab, wenn sie Krebs haben. An den Stellen, wo es dunkel ist, ist nix. Man kann mit diesen Bildern also den Tumor identifizieren und Metastasen finden. Das einzige Problem ist, dass auch jede Entzündung zu sehen ist. Wenn die Bilder morgen also sagen, im Zentrum von meiner Lunge gibt es einen Tumor, dann ist das vielleicht nur eine Entzündung, die aussieht wie ein Tumor. Diese kleine Tür bleibt noch offen.

Ist merkwürdig, weil ich schon immer mit Bildern zu tun hatte, eigentlich in Bildern lebe. Aber es gibt eben Bilder, die haben keine Eindeutigkeit, in so einem Bild befindet sich mich zurzeit. Und ich habe das schließlich immer gemocht, dass es Bilder gibt, die nicht eindeutig sind, die aus Überblendungen bestehen und auf die die

Leute völlig unterschiedlich reagieren. Das wurde mir oft angekreidet, weil ich ja die ganze Zeit dastand als derjenige, der diese Überblendungen angezettelt hat. Es gab bestimmt genug Sachen, die ich gemacht habe, wo die Kritiker recht hatten. Vielleicht habe ich den Kern, den ich verfolgt habe, nicht immer ernst genug genommen, nicht richtig spüren können. Weil ich bei all den Projekten letzten Endes doch immer auf ein Ergebnis angewiesen war, das im besten Fall eine Belohnung mit sich brachte.

Diesmal wird das Ergebnis aber die Öffnung zu einem Weg sein, der noch gegangen werden muss, in welcher Form auch immer. Ich kann also jetzt nicht einfach sagen, ich warte auf das Ergebnis, gut oder schlecht. Im Negativen würde es bedeuten, man muss Dinge durchmachen,

Quält der Gedanke dich, dann denk ihn weg.

erleben und aushalten – die Dimension kann ich ja überhaupt noch nicht ermessen. Das andere Ergebnis wäre eben, es geht gut aus. Dann gilt es, nicht zu vergessen, was man in den letzten zehn Tagen durchgemacht und gedacht hat. Sich zu erinnern, an wie vielen Punkten man Klärung wollte, wo keine war, wie viele reinigende Momente man aber auch erlebt hat.

Ich möchte die letzten zehn Tage wirklich nicht missen. Das hört sich vielleicht komisch an, aber sie haben mit ihren Höhen und Tiefen mehr geklärt als alles zuvor. Wobei interessant ist, dass die Fragen »Warum ich?« oder »Was soll das?«, diese Fragen nach dem Spirituellen, sich mir bis jetzt nicht gestellt haben. Es kommt mir eher wie ein Umdenken vor. Und diese Aufzeichnungen sollen meine Gedanken jetzt erst einmal sammeln. Wobei nicht

wichtig ist, wann welcher Befund kam. Das finde ich uninteressant. Und auch keine psychologischen Vorträge. Die folgen vielleicht noch. Mir erscheint es wichtig, in mein Diktiergerät vor allem Gedanken zu sprechen, die mir gekommen sind. Quält der Gedanke dich, dann denk ihn weg.

Habe mir heute ein Buch gekauft: »Die Bibel. Was man wirklich wissen muss« von Christian Nürnberger. Das lese ich jetzt, weil ich merke, dass ich die wichtigen Geschichten vom Alten und Neuen Testament gar nicht mehr kenne, obwohl ich Messdiener war und Religionsleistungskurs hatte. Meine Mutter erzählte mir eben, sie hätte das Alte Testament immer geliebt. Und ich weiß nichts darüber, habe das alles irgendwie verschluckt. Keine Ahnung, warum das so ist. Jetzt habe ich angefangen, über Abraham und Isaac zu lesen, über den Exodus, über das Umdenken. Wenn man sich das vorstellt: Die Frau von Abraham war 76 Jahre alt, und Gott hat Abraham trotzdem so viele Kinder wie Sterne am Himmel versprochen. Und dann sind sie von einem Land ins nächste gezogen, und nichts ist passiert. Das muss man sich mal vorstellen.

In dem Buch von Nürnberger stehen jedenfalls zwei, drei beeindruckende Sätze. Er schreibt: »Gott fordert, dass der Mensch darauf verzichtet, sein Schicksal selbst zu bestimmen. Nur dann, wenn genügend Freiwillige bereit sind, sich auf diese ungeheure Forderung einzulassen, kann Gottes Plan gelingen. Weil diese Forderung so groß und die menschliche Bereitschaft, ihr zu entsprechen, so klein ist, darum harrt Gottes Plan bis heute seiner Erfüllung.« Und hier kommt der andere Satz: »Der Mensch glaubt

nicht, dass er das Leben gewinnt, wenn er es drangibt.
Daran scheitert Gottes Utopie.«
Tja, das Leben drangeben, um zu leben ...

Ich bin heute auch noch einmal zum Grab meines Vaters gegangen. Es war schon duster, hat geregnet, und ich habe da gestanden und mich bei ihm entschuldigt für das, was ich gestern über den Zaun gerufen habe. Ich hatte es nicht mehr ausgehalten im Krankenhaus, ich musste

einfach mal raus.

Ich will einmal ganz alleine sein. Da bin ich in
Alleine auf der Welt. eine Pizzeria und
habe eine ganze

Flasche Wein und zwei Grappa getrunken. Danach bin ich ziemlich angeheitert und schwadronierend durch die Straßen gelaufen. Irgendwann landete ich beim Friedhof, wo mein Vater liegt. Weil dort nachts abgeschlossen ist, habe ich über eine Mauer rübergebrüllt. Ich habe ihn richtig angeschrien: Was fällt dir ein? Was denkst du dir überhaupt? Was ist da überhaupt los?

Da ist mir klar geworden, dass ich im Kern gerne mal alleine auf der Welt wäre. Obwohl ich meinen Vater und auch meine Mutter sehr liebe: Wenn meine Mutter mal tot ist, dann bin ich zum ersten Mal alleine auf der Welt. Dann bin ich in Eigenverantwortung. Ich will einmal ganz alleine sein. Alleine auf der Welt. Ich will alleine dastehen und alleine sagen, so, das ist mein Leben. Und dann heul ich und dann bin ich völlig fertig mit den Nerven, aber dann bin ich wenigstens einmal ganz alleine.

Weil ich gestern Nacht rumgebrüllt habe, dass er das doch nicht ernst meinen kann, dass er was tun soll, habe ich mich jedenfalls heute bei meinem Vater entschuldigt.

Ihm aber auch gesagt, dass ich diese schwarze Energie, diese schwarzen Felder nicht will. Dass ich vor allen Dingen nicht in diesen Pessimismus reinrutschen will, den ich bei ihm irgendwann nicht mehr ertragen konnte. Ganz aufgewühlt war ich. Und dann habe ich versprochen, dass ich eine Kirche, eine Schule, ein Krankenhaus und ein Theater, ein Opernhaus, in Afrika bauen werde, wenn das hier gut ausgeht. Das habe ich wirklich als Gelübde am Grab meines Vaters abgelegt. Dreimal habe ich angesetzt, dreimal konnte ich es nicht sagen, aber dann habe ich es wirklich ausgesprochen: »Ich verspreche euch ...«

Es war ein total schöner Moment. Und dann – das hört sich jetzt spinnert an –, aber in dem Moment, als ich das gesagt hatte, wurde der Himmel so rot wie der Brokatstoff in den Bildern, die ich vor ein paar Tagen bei diesen Halluzinationen gesehen hatte. Das war wahrscheinlich Abstich in Duisburg, aber ich will so Sachen eben gerade sehen. Das kann einem albern vorkommen, aber dieser kurze Moment, als der Himmel direkt über mir rot wurde, war ein Zeichen für mich. Zum Schluss habe ich noch gesagt: »Ich will das machen, da kann mich keiner dran hindern.« Das war natürlich anmaßend, aber gemeint ist, dass ich das wirklich machen will.

Bin jetzt schon ein bisschen im Dämmerzustand, habe eine halbe Valium genommen, damit ich ein bisschen entspannter bin und nicht die ganze Nacht rumknobele. Das bringt ja nix. Also, dann trink ich morgen mal ein bisschen Nuklearmedizin, und dann sehen wir mal, was da flackert.

MITTWOCH, 16. JANUAR

Gestern Abend habe ich noch gebetet. Das habe ich ewig nicht mehr gemacht. Wobei mir vor allem dieses leise Sprechen, das Flüstern mit den Händen vor dem Gesicht, gutgetan hat, so wie nach dem Empfang der Hostie, wenn man bei sich ist und den eigenen Atem hört und spürt. Ich habe mir selbst zugehört, die Angst in meiner Stimme gehört. Einen Moment zu haben, wo nicht alles schon wieder auf der Bühne oder auch im Leben ausgesprochen ist, so eine Grenze, eine Hemmung zu spüren, ist ganz wichtig und richtig. Dennoch habe ich gerade bei dieser Scheiße hier keine Lust, alles in mich reinzufressen, immer nur alles nach innen zu kehren. Gestern habe ich auch mit meiner Mutter darüber geredet, dass ich wohl sehr viel von meinem Vater habe, dass er aber seine Sache, zum Beispiel seine Ängste wegen der Erblindung, nicht herausschreien konnte. Er konnte sich nicht entäußern, so kommt es mir jedenfalls vor.

Die Träume von heute Nacht kann ich gar nicht beschreiben, aber es waren wieder zusammenhängende Geschichten und keine Bilderfluten mehr wie in den letzten drei Nächten, als dieses Antipilzpräparat so komische Halluzinationen erzeugt hat. Das waren Bilder,

die mich nicht berührt haben, die aber permanent da waren.

Heute Morgen bin ich von Geräuschen draußen auf dem Gang wach geworden und habe noch ein bisschen im Dunkeln gelegen. Da merkt man, wie einem wieder diese Angst in die Knochen schießt, dass das der Tag sein könnte, an dem entschieden wird, ob ich diesen Leidensweg gehen muss, diesen Weg mit vielen Beratungen und Behandlungen. Und die Frage tauchte auf, ab wann der Wille zu leben am Ende ist. Nicht am Ende, sondern an dem Punkt, wo der Wille sich einfach ergibt und sagt, ja, so ist es. Diese Frage ist mir heute Morgen in den Kopf geschossen und hat mich sehr berührt. Ich überlege auch, ob ich mir noch etwas gegen die Angst geben lasse, wenigstens für heute. Vielleicht ist das ja berechtigt. Dann denke ich wieder an Jesus, der beim letzten Abendmahl schon alles gewusst hat. Er wusste, dass er anschließend verraten wird, dass er den Weg zum Kreuz gehen muss. Das hier ist natürlich kein Verrat, aber doch ein Gang, der quält. Vielleicht war Jesus an dem Abend aber noch in verhältnismäßiger Ahnungslosigkeit, eher in einer Phase der langsam Bewusstwerdung, dass er sich schon längst auf dem Weg befindet.

Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich glaube nicht, dass Jesus diesen Satz gesagt hat. Ich habe das Gefühl, dass das eher hieß: Mein Gott, ich fühle mich geborgen in dir, ich lasse mich fallen und glaube an das Gute, an einen guten Ausgang in Frieden. Damit meine ich, dass man vielleicht irgendwann in einen Zustand kommt, in dem die irdischen Dinge, die man alle so liebt, keine Bedeutung mehr haben. Vielleicht haben sie ja noch Bedeu-

tung, aber diese Beurteilungsebene, warum bin ich nicht erfolgreich, warum kann ich das nicht haben, warum ist dieses und jenes nicht, ist nicht mehr wichtig. All diese menschlichen, erdverbundenen Dinge stehen dann plötzlich in einem anderen Kontext. Ich glaube wirklich nicht, dass Jesus gerufen hat: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Diesen Satz hat er nicht gesagt, davon bin ich

fest überzeugt. Das ist einfach Quatsch. Das ist nicht das Zeichen: Ja, ich bin auch so

Jesus hat einfach nur gesagt:

Ich bin autonom.

schwach wie ihr. Ich glaube, er ist einfach ganz still da oben gehangen, hat Aua gesagt und was weiß ich, aber er hat nie den Vorwurf gemacht, dass man ihn verlassen hat. Er hat einfach gesagt: Ich bin autonom.

Dass da Gott am Kreuz hängt und sagt: Gott, warum hast du mich verlassen, fand ich ja eigentlich toll. Das ist ja menschlich, dass er diese Ohnmacht, diese Weichheit und Unfähigkeit ausspricht, dachte ich. Inzwischen habe ich aber das Gefühl, dass der Auftrag seit Abraham eigentlich ist, die Dinge alleine zu machen. Zum Beispiel wenn die Frau 76 Jahre alt ist, trotzdem noch loszuziehen und zu sagen, irgendwann werden wir ganz viele Kinder haben. Eine andere Chance hat man ja nicht. Man kann nur sagen, ich bin jetzt 47 und ich werde noch 96 Kinder zeugen. Das ist irreal, aber ich mache es einfach und ziehe es durch. Wenn ich am Kreuz hänge und mich frage, warum ich verlassen wurde, habe ich mich ja doch auf jemand anderen bezogen. Das sind so Gedankenfetzen, die in meinem Kopf zurzeit rumkreisen. Ich kann das auch nicht besser beschreiben, es ändert sich jeden Tag.

Meine Beziehung zu Gott hat sich jedenfalls aufgrund

der extremen Situation verändert. Man wundert sich, wie schnell das geht: Man hat sich von der Kirche abgewendet, und plötzlich ist man wieder da. Aber ich bin eigentlich gar nicht bei der Kirche. Mit diesem ganzen Brimbrium kann ich nichts anfangen, mit dieser ganzen aufgeblasenen Veranstaltung, die glaubt, sie könne mir bei meiner eigenen Unfähigkeit, autonom zu werden, helfen, indem sie mir Traumschlösser baut oder Leidenswege beschreibt, die ich gehen muss, damit ich endlich zu mir finde. Das ist es nicht. Sondern ich will mehr wissen über Jesus, mehr wissen über den Gedanken Gottes und über das Prinzip Leben, zu dem auch das Sterben gehört, das Sterben, zu dem auch das Leben gehört. Darüber nachgedacht zu haben, ist eigentlich schon das Größte, was in diesen zehn Tagen passieren konnte.

Ich habe jetzt vor dieser PET-Untersuchung ein bisschen Lampenfieber, aber eigentlich bin ich guter Dinge und wünsche mir, mich in diese Stimmung übergeben zu können, die ich vor ein paar Tagen hier unten in der Krankenhauskapelle gespürt habe. Als ich einfach in der Wärme geborgen und beschützt war. Und natürlich bitte ich alle Kräfte, die so herumfliegen, und alle Dinge, die sich miteinander besprechen oder miteinander zu tun haben, dass sie mich auf einen guten Weg schicken. Und wenn es ein Weg wird, auf dem man mit Schmerzen, Kämpfen und aussichtslosen Situationen konfrontiert wird, ja, dann ist das so.

Aber ich kann das natürlich nicht wirklich so sagen. Ich kann das nicht. Das fällt mir schwer. Ich kann nicht sagen, ja, dann soll das geschehen. Nein, ich will leben. Ich will auf alle Fälle leben. Aber nicht, um wieder in diesen blinden Trott zu verfallen, noch schneller, noch mehr,

sondern ich will ein Leben leben, das einen Sinn ergibt und sich den Menschen nähert.

Ich stehe am Zaun meines ehemaligen Kindergartens in Oberhausen und warte auf Aino, die noch im Krankenhaus ist, weil der Radiologe noch einmal das CT anschauen will. Nach der ersten Auswertung sagte er, das sei zu hoher Wahrscheinlichkeit ein Tumor. Und er hat noch einen zweiten entdeckt. Die Leber und das Skelett seien aber okay. Um Gewissheit zu haben, müsse man noch punktieren.

Ich habe das eigentlich alles sehr kühl aufgenommen. Das war für mich heute der Stichtag. Ergebnis ist: Tumor.

Jetzt reden zwar wieder einige, das könnte auch etwas anderes sein. Ich selbst hätte das natürlich auch gerne. Bringt alles nix. Ich kann noch tausend andere Wünschelrutengänger über mich laufen lassen, aber es geht jetzt darum, Tatsachen zu schaffen und keinen Blödsinn mehr zu verzapfen, nicht rumzujammern, o Gott, das wird ja nichts, oder o Gott, hoffentlich wird das was. Sondern da ist jetzt der Beweis: Da drinnen lebt ein unangenehmer Zeitgenosse. Ein Dreckskerl.

Aber ich habe Glück gehabt, dass er durch meinen Husten zufällig so früh entdeckt worden ist. Das hatte sich dieser Drecksgenosse wahrscheinlich anders ausgedacht. Deswegen hat der da drin einfach Pech gehabt. Denn auch wenn er jetzt Gas geben sollte – er ist früh genug gesehen worden. Jetzt lasse ich da reinpieksen, dann habe ich alle Befunde zusammen. Dann habe ich den Pathologen an der Leitung, und der wird mir sagen, das ist bösartig, das ist gutartig, das ist Entzündung, das ist Hefe, das ist der Tod oder ich weiß nicht was. Und wenn man

endgültig weiß, das ist ein Drecksgenosse, dann fahre ich nach Berlin, mache am Wochenende in der Wohnung noch Klarschiff mit meiner Mannschaft und bespreche, was zu tun ist. Am Montag geht es dann in die Klinik in Zehlendorf, da lasse ich mich sofort operieren. Das Ding kommt raus. Und dann wollen wir mal sehen, wie wir das alles in den nächsten zwanzig Jahren organisieren. Wenn dann noch was kommt, dann wird das beseitigt. So nehmen wir das jetzt an. Und wenn wir mal heulen müssen, dann müssen wir auch mal heulen.

Komischerweise bin ich heute Abend immer noch richtig stabil. Nach dem Gespräch mit den Ärzten war ich mit Aino Nudeln essen. Sie hat mir mal so richtig die Meinung gesagt: »Du bist wie dein Vater, lebst im Konjunktiv, was wäre wenn und es könnte sein, dass ... Kannst du jetzt echt mal mit aufhören. Du bist in der Gegenwart, und du willst eine Realität, und dann reagierst du.«

Die Angst ist gelandet.

Seitdem habe ich einen klaren Kopf. Ich will das jetzt wissen. Antje hat den richtigen Satz gesprochen: Die Angst ist gelandet. Ja, meine Angst ist gelandet. Ich gehe heute Abend davon aus, dass ich Krebs habe. Das ist fast eine Erleichterung. Ich war die letzten Tage ja kurz vorm Überschnappen, weil ich mich in dieser Ungewissheit befand und all diese Fantasien losgingen. Auch durch diese Halluzinationen, die ich durch die Infusionen gegen den Pilz in meiner Lunge hatte. Ich lag bei Aino im Arm, hatte die Augen zu und sah plötzlich ein wahnsiniges Durcheinander an Bildern: Da waren irgendwelche Ritterburgen, dann bin ich an ganz großen Ornamenten

vorbeigefahren, dann war ich plötzlich im Totenzimmer meines Vaters. Zwischendurch habe ich immer wieder die Augen aufgemacht, Aino gesehen und gesagt: »Das ist merkwürdig. Was ist denn das? Da sind so Bilder. Und ich träume ja nicht. Du bist doch da.« Dann habe ich die Augen wieder zugemacht und ein hässliches Gesicht gesehen, gleich darauf ein wunderschönes, ganz verklärtes Gesicht. Anschließend bin ich durch Räume geflogen, über Dächer, die aussahen wie in Nepal, habe immer alles von oben gesehen. Es endete in einem Wald, der vor mir stand, und im Hintergrund war die Sonne zu sehen. Dann hat sich der Wald bewegt, und ich habe gemerkt, dass das Algen unter Wasser sind, ich war also auch unter Wasser. Das Irre war, dass es am Schluss immer ganz, ganz hell wurde. Und das alles im völligen Wachzustand – das macht einen ja irre, da dreht man durch.

Heute aber ist die Angst gelandet. Ich weiß jetzt ungefähr, wo es hingeht. Ich will, dass das Ding rauskommt. Bin tatsächlich ein wenig in der Stimmung, die ich vor ein paar Tagen in der Kapelle erlebt habe. Da habe ich geredet, ganz leise vor mich hin geredet, obwohl niemand anderes da war. Habe gefragt, wie ich wieder Kontakt herstellen kann und wie ich begreifen kann, dass das jetzt ein Bestandteil vom Leben ist. Und ich habe mich dafür entschuldigt, dass ich mir dabei schon wieder selbst zugehört habe. Nach einer Zeit hat mir irgendjemand einfach die Stimme abgeschaltet. Ich bin ganz still geworden und habe hochgeguckt, da hing das Kreuz, und in dem Moment hatte ich ein warmes, wunderbares, wohliges Gefühl. Ich war plötzlich jemand, der sagt: Halt einfach die Klappe, sei still, es ist gut, es ist gut.

Mir fällt auf, dass ich so viele Sachen gemacht und wieder

umgedreht habe, so viele widersprüchliche Gedanken gedacht und andere Leute dazu angestachelt habe, dass ich meinem eigenen Denken nicht mehr traue. Ich bin eigentlich ein Produktionsfaktor, ich treibe andere an und freue mich, wenn meine Gedanken durch andere durchgehen, und trotzdem: Wenn es um mich geht, dann bin ich plötzlich Zuhörer, Beobachter meiner selbst, weil ich mir selbst nicht traue. Weil ich weiß, dass ich gar nicht mehr in der Lage bin, tatsächlich zu glauben, was ich denke.

Das ist der Wahnsinn an der ganzen Sache, auch jetzt. Einerseits gehst du los und sagst, du machst das jetzt, das wird klappen, alles wird gut. Andererseits glaubst du dir diesen Optimismus nicht und denkst, ja, aber nachher habe ich nur noch einen halben Atem, beim Ficken pfeif ich aus dem Mund oder was weiß ich was, das wird doch alles nix mehr, das ist alles Scheiße hier.

Ich geh jetzt mal schlafen, weil ich morgen wahrscheinlich früh weitermachen muss. Und wenn ich dann unters Messer muss, will ich vorher noch ein paar Gedanken zur Heilige-Johanna-Inszenierung aufzeichnen, mit Carl, Leo und Julian als Protokollchefs, damit ein Konzept herrscht, das schon mal realisiert werden kann, bevor ich wieder auftauche. Und die Intendantin, die Frau Harms, rufe ich an, wenn ich das endgültige Ergebnis habe. Dann sage ich ihr, dass ich meinen Leuten ganz viele Ideen erzählt habe, dass die Bescheid wissen und alles vorbereiten, und dass ich jetzt mal kurz in Quarantäne gehe und dann zurückkomme, in einem Zustand, den ich noch nicht kenne, aber dass ich mir Mühe gebe, dass alles gut wird.

Tumor als Berufung

Und dann komme ich zurück, und wenn es nicht so gut läuft, wenn ich etwas schwächer bin, komme ich halt nur eine Stunde am Tag zur Probe. Dann schreie ich eben nur ein bisschen oder flüstere in ein Mikrofon, und das wird aufgeschrieben und umgesetzt. So machen wir diesen Opernabend, und das ist dann mein Beitrag zur Erlösung im Sinne von Reinigung oder von Verschmutzung oder von Tumor als Berufung.